

*Gause, Ute: Kirchengeschichte und Genderforschung.* Eine Einführung in protestantischer Perspektive. Mohr Siebeck. Tübingen 2006 (UTB 2806) 309 S. ISBN 3-8252-2806-1.

Die Genderforschung ist ein vergleichsweise junges Forschungsfeld, das sich in der Kirchen- und Konfessionsgeschichte gerade zu etablieren beginnt. Umso bemerkenswerter ist, dass die Siegerin Kirchengeschichte Ute Gause zu diesem frühen Zeitpunkt eine Einführung zum Thema vorgelegt hat – wohl auch inspiriert durch die zahlreichen einführenden Darstellungen, die in den vergangenen Jahren zur Genderforschung in der allgemeinen Geschichte erschienen sind (darunter: Claudia Opitz, *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*, Tübingen 2005).

Dabei weist Gauses Band darauf hin, dass das Verhältnis von Kirchengeschichte und Genderforschung nicht spannungsfrei ist. Denn die Kirchengeschichtsschreibung widmete Frauen kaum Aufmerksamkeit, da sie weit bis in das 20. Jahrhundert hinein von geistlichen Ämtern weitgehend ausgeschlossen blieben. Erkennbar ist dies exemplarisch an den wenigen Erträgen in der kirchenhistorischen Zeitschriftenlandschaft. Am ehesten werden Frauen noch in der Reformationszeit- bzw. Pietismusforschung in den Blick genommen. Doch sind hier wenige Frauen gleichsam kanonisiert worden, darunter Eleonore Petersen oder Eva von Buttlar – ein deutliches Zeichen dafür, dass auch die kirchenhistorische Forschung der Versuchung des „great woman approach“ kaum zu widerstehen vermochte.

Jedoch hat nicht allein die kirchenhistorische Forschung es bislang versäumt, die Geschlechterbeziehungen in Theologie und Kirche einer systematischen Analyse zu unterziehen. Auch die im Kontext der feministischen Theologie betriebene historisch-theologische Frauenforschung hat auf dem kirchenhistorischen Feld ihr Innovationspotenzial nur bedingt entfaltet. In umfangreichen Dokumentationsprojekten wie zur Geschichte der evangelischen Theologinnen in Deutschland legte sie zwar wichtige Grundlagenforschung innerhalb der kirchlichen Zeitgeschichte vor. An übergreifenden Fragestellungen, die beispielsweise den Anschluss an die Genderforschung in den Geschichtswissenschaften ermöglichen könnten, mangelt es jedoch. Überdies engt der befreiungstheologische Zugang zur Frauengeschichte die Perspektive des Forschungsfeldes vielfach ein. Das gilt nicht nur für das Diktum, Genderforschung könne nur von Frauen betrieben werden. Bezeichnend ist, dass die befreiungs-

theologisch motivierte historische Frauenforschung – nicht anders als die klassische Kirchengeschichtsschreibung – die Laiinnen in der evangelischen Kirche vielfach aus dem Blick verloren hat. So wurden etwa die mitgliederstarken evangelischen Frauenverbände von vornherein der Betrachtung entzogen, da sie zumeist als antimodern oder antiemanzipativ gelten.

Um das Feld der Genderforschung für die Kirchengeschichte fruchtbar zu machen, plädiert Gause dafür, neue Wege einzuschlagen. Damit ist eine grundlegende Erweiterung des kirchenhistorischen Methodenkanons verbunden. Insbesondere entgegen Gerhard Ebelings Definition der Kirchengeschichte als „Geschichte der Auslegung der heiligen Schrift“ fordert Gause eine stärkere Orientierung an geschlechterensiblen geschichtswissenschaftlichen Methoden, darunter besonders dem Habitus-Modells Pierre Bourdieus, der Körpergeschichte, der Männergeschichte, der Alltagsgeschichte und der Oral History.

Wie das Ergebnis einer Verbindung aus Kirchengeschichte und Genderforschung aussehen kann, demonstriert die Autorin ausführlich durch Fallbeispiele, die sie in Teilen ihrer eigenen Forschungspraxis entlehnt. So wendet sich Gause zunächst der Reformationszeit zu und fragt, ob diese Epochengrenze auch für Frauen Gültigkeit beanspruchen könne. Um dies auszuloten, untersucht sie exemplarisch die Seelsorge an Schwangeren und Gebärenden vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis zum Zeitalter der Konfessionalisierung und dokumentiert die Diskussionen über die christlichen und magischen Praktiken zur Begleitung gebärender Frauen. Da die Reformatoren etwa die „gnädige Zuwendung“ Gottes während Schwangerschaft und Geburt betonten, lasse dies – so Gause – den Schluss zu, dass die Reformation auch die spezifische Lebenswelt von Frauen grundlegend veränderte.

Skeptischer beurteilt sie jedoch den Topos der „Feminisierung der Religion“ im 19. Jahrhundert, dessen Tragfähigkeit noch nicht hinreichend untersucht worden ist, zurzeit jedoch auch vermehrt zum Gegenstand wissenschaftlicher Tagungen wird. Im Gegensatz zum katholischen Raum, in dem Feminisierung der Religion insbesondere eine Aufwertung der Frau in der Sphäre des Hauses bedeutete, lässt sich im protestantischen Raum ein beachtlicher Auszug von Frauen aus der häuslichen Isolation beobachten. Dieser führte etwa zur Gründung von Armen- und Krankenpflevereinen, Frauenverbänden sowie der weiblichen Diakonie.

Am Beispiel der weiblichen Diakonie gibt Gause schließlich Einblick in den Wandel

protestantischer Frauenleitbilder und beschränkt sich dabei auf bekannte Aspekte des Leitbildes in der weiblichen Diakonie. Aus dem Fundus der Grundlagen-Forschung zur Kaiserswerther Diakonie schöpfend, betont Gause zu Recht, dass das Amt der Diakonisse evangelischer Frauen im 19. Jahrhundert auch außerhalb von Ehe und Familie eine berufliche Perspektive öffnete. Allerdings verlor dieses von einem selbstaufopfernden Dienstgedanken getragene Berufsmodell bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts an gesellschaftlicher Relevanz. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges verlief es geradezu dramatisch. Dafür war jedoch nicht allein die nachlassende Akzeptanz des Gemeinschaftsgedankens in den 1950er Jahren verantwortlich. Vielmehr gingen auch die seit den 1960er Jahren intensiv geführten gesellschaftlichen Debatten über die Ausweitung der schulischen und beruflichen Mädchenbildung an den Diakonissenanstalten beinahe spurlos vorüber.

Eine wertvolle Hilfe zur Weiterarbeit bietet eine umfassende Auswahlbibliographie am Schluss des Bandes, die eine Fortführung verdient. Zuweilen mangelt es ihm jedoch an sprachlicher Präzision; eine Überarbeitung in einem sich vorwiegend an Studierende richtenden Buch wäre in der zweiten Auflage wünschenswert.

*Bochum*

*Beate von Miquel*

*Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus.* 75. Deutscher Archivtag 2005 in Stuttgart. Redaktion: Robert Kretschmar u. a. (Tagungsdokumentation zum Deutschen Archivtag 10), Essen, Klartext Verlag, 2007, 539 S., Geb., 3–89861–703–3.

„Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus“ war das zentrale Thema des Deutschen Archivtags 2005. Die in Stuttgart gehaltenen 32 Referate nebst den Ergebnissen der Podiumsdiskussion liegen nun als Tagungsband vor. Bei den Autorinnen und Autoren handelt es sich zum größten Teil um Archivarinnen und Archivare, die die jüngste Geschichte ihres eigenen Berufsstandes erforscht haben.

Die Auseinandersetzung mit der Rolle des Archivwesens im NS-Staat erfolgt in sechs thematischen Blöcken: 1. Aspekte nationalsozialistischer Archivpolitik stehen am Anfang, wobei die Beiträge bewusst die Zäsuren 1933 und 1945 überschreiten, um Vergleiche mit den Entwicklungen in der Weimarer Republik und in der jungen Bundesrepublik anstellen zu können. 2. Von geraubten, beschlagnahmten und missbrauchten Archiven überwiegen kirchlicher Träger sowie der SPD

handelt das zweite Kapitel. 3. Wie die deutsche Archivpolitik im besetzten Ausland aussah, etwa im „Generalgouvernement“, in Frankreich, Belgien, den Niederlanden und speziell im Elsass, darauf gehen die Beiträge im dritten Kapitel ein. 4./5. Untersuchungen zur Bedeutung von Staatsarchiven und Kommunalarchiven während des Nationalsozialismus stehen im Mittelpunkt der beiden folgenden Kapitel. Die Beiträge bedienen sich zumeist eines biographischen Zugriffs und handeln auch von Nachkriegskarrieren, wovon einige in kommunalen Archiven 1945 jäh endeten. Solche Brüche sind für das deutsche Archivwesen aber eher die Ausnahme als die Regel, wie 6. das Kapitel zu Kontinuität und Vergangenheitsbewältigung nach 1945 deutlich macht, in dem unter anderem die Neuanfänge in Ost- und Westdeutschland zur Sprache kommen. Der Band schließt mit der Zusammenfassung der Diskussionsbeiträge, die zahlreiche Forschungsdesiderate benennen.

In ihrer sehr gelungenen Einführung nimmt die Historikerin Astrid M. Eckert bereits einige grundlegende Ergebnisse des Tagungsbandes zusammenfassend voraus. Sie konstatiert einen „engagierten Einsatz vieler Archivbeamter für die Ziele des NS-Staates“ und kommt zu der Schlussfolgerung: „Dieser Einsatz, die Vielzahl von systemstützenden und systemfördernden Diensten, macht neben den offensichtlichen Faktoren wie den Mitgliedschaften die Nazifizierung der Archive aus. Dazu bedurfte es nicht einmal des Versuchs, eine dezidiert völkische Archivwissenschaft schaffen zu wollen“. „Vielmehr traf der Systemwechsel 1933 bei den Archivaren [...] auf weitreichende Interessen- und Weltanschauungskongruenzen“ (S. 14f.). Zur Begründung dieser Einschätzung führt sie folgende, die Archive belastenden Sachverhalte an: Die Aneignung jüdischen Schriftguts, die von den Intentionen her antisemitisch motiviert war, die Recherche in Personenstandsakten zur Erbringung des „Ariernachweises“, Anweisungen zur Archivierung sogenannter spinnenkundlicher Quellen, die für die Rassepolitik des NS-Staates zentral waren, die Arbeit in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten mit Übergriffen auf ausländisches Archivgut, Spitzeltätigkeiten und Zuarbeit für den SD durch Archivare und anderes mehr.

Durch die kritische und offene Auseinandersetzung mit dem deutschen Archivwesen in der Zeit des Nationalsozialismus leistet der Band einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der jüngsten Geschichte dieses Berufsstandes. Zudem regt er zu weiteren Forschungen an, indem er aufzeigt, wie ertragreich zukünftige Untersuchungen zu führenden Figuren und zu weniger exponierten Archiva-